



„A-Feminismus von unten“-Schriftzug: Tine Fetzi; Illustration: Tinet Elmgren

Gemeinsam stärker organisieren in der ambulanten Pflege

Die Pflege braucht eine Revolution und das so schnell wie möglich. Die Branche ist durch-monetarisiert und alle möglichen Leistungen durch-quantifiziert. Die Menschen, die in der ambulanten Pflege arbeiten, sind vorrangig weiblich und die Meisten arbeiten als Teilzeit-Beschäftigte. Aber nicht nur die Pfleger*innen leiden unter den Zuständen, sondern auch die Patient*innen, für die niemand Zeit hat und die zudem noch teuer für ihre Pflege bezahlen. Angemessene Bedingungen, die zusätzliche Arbeiter*innen in die Branche locken könnten, können nur durch eine angemessene Bezahlung, genügenden Freizeit-Ausgleich und einen viel geringeren Patient*innenschlüssel erreicht werden. Auch die Pflegevollversicherung ist eine weit entfernte Realität, die wir ins Jetzt holen müssen.

Die Situation wird sich in den nächsten Jahren noch weiter zuspitzen. Allein in Halle/Saale – der Stadt, in der ich nebenberuflich in der Pflege arbeite – wird sich der Anteil der zu Pflegenden bis 2030, laut einer Bertelsmann-Studie, noch erhöhen, bei einem gleichzeitig dramatischen Rückgang der Beschäftigung in Vollzeit. Die Bedingungen, unter denen Pflege heute wirtschaftlich verwertbar gemacht wird, müssen schnellstmöglich revolutioniert werden, um sie wieder zu einem Beruf zu machen, der verantwortungsvoll ausgeführt werden kann. Es reicht also nicht, an ein paar Stellschrauben zu drehen. Es braucht tiefgreifende Veränderungen und die müssen von unten kommen.

Fortsetzung auf Seite 3



Flyeraktion der FAU Halle vor dem Büro eines Pflegedienstes

Foto: Ralf Zimmermann

Warum feministisch streiten ?

Seit
Oktober 2019
wird Chile von sozialen Revolten und ihrer brutalen Unterdrückung durch die Staatsmacht erschüttert. Während Polizei und Militär DemonstrantInnen mit Gummigeschossen und ätzender Flüssigkeit aus Wasserwerfern malträtieren und zahllose Menschen inhaftieren, foltern, vergewaltigen und ermorden, wird explizit feministischer Protest laut. Eine Performance der Gruppe *Las Tesis*, bekanntgeworden unter dem Schlagwort #UnVioladorEnTuCamino („Ein Vergewaltiger auf deinem Weg“), prangert die patriarchale Gewalt des Staates wie auch in der Familie an.

Wie können wir uns gegenüber diesen Ereignissen verhalten, die sich buchstäblich auf der anderen Seite der Welt ereignen? Allzu oft erschöpft sich die Solidarität in Betroffenheit, dem Gefühl der eigenen Ohnmacht und passiver Ehrfurcht vor der Courage solcher Feministinnen - als wäre ihre Sache zu weit entfernt, als dass man sich in Europa oder in Deutschland produktiv damit auseinandersetzen könnte.

Im Fall der Performance von *Las Tesis* aber ist es geglückt, dass sie von Feministinnen an vielen Orten aufgenommen und reinszeniert wurde: in New York, Rom, Istanbul, in vielen deutschen Städten. Ganz offensichtlich geht es um die gesellschaftliche Situation von Frauen: um sexuelle Belästigung, Vergewaltigung, Femizide und eine Rechtsprechung, die männliche Täter schützt.

Fortsetzung auf Seite 3

Editorial

Nichts über uns ohne uns!

In den Händen haltet ihr das erste feministische Aktionsblatt der Graswurzelrevolution. Die Zeitung bietet ein breites Themenspektrum zum Anarcha-Feminismus. Neben einer historischen Perspektive wie in Vera Bianchis Text über den Syndikalistischen Frauenbund stehen Berichte aus der aktuellen Praxis, wie der Arbeitskampf der Pfleger*innen aus Halle.

Für Aufsehen und weltweite Nachahmung sorgte die Performance des chilenischen Künstlerkollektivs *Las Tesis* gegen Patriarchat und Kapitalismus. An diesem Beispiel macht Koschka Linkerhand auf die weltweite strukturelle Unterdrückung und Gewalt gegen Frauen aufmerksam und stellt die Frage, wie sich Protestformen unterscheiden, aber auch im produktiven Streit vereinen lassen. So führen Frauen* den Kampf für reproduktive Rechte, Selbstbestimmung, bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen mit unterschiedlichen Mitteln: Durch Demonstrationen, Organizing und Direkte Aktion, oder Performance, Fanzines und Musik, wie es Anna Seidel in ihrem Text über die Riot-Grrrrl-Bewegung beschreibt.

Obwohl der Anlass des Aktionsblatts der 8. März ist, soll die feministische Zeitung der GWR nach Möglichkeit öfter erscheinen.

Deshalb laden wir Euch ein, mitzumachen und die GWR mit einer Spende zu unterstützen. Ich bedanke mich herzlich bei allen Autor*innen und Illustrator*innen, die das Aktionsblatt mitgestaltet haben. Nichts über uns ohne uns!

Monika Kupczyk

„A-FEMINISMUS VON UNTEN“ BESTELLEN:

„A-Feminismus von unten“ ist kostenlos. Bitte verteilt dieses Aktionsblatt massenhaft zum Beispiel bei Demos und Veranstaltungen. Mindestabnahme: 50 Stück. Bitte direkt bestellen bei: GWR Abo & Vertrieb, Vaubanallee 2, 79100 Freiburg, Tel.: 0761/4589 2782, Fax: 0761/4589 2782-9, abo@graswurzel.net, www.graswurzel.net

IMPRESSUM

A-Feminismus von unten – Anarcha-Feministisches-Aktionsblatt der Graswurzelrevolution – Monatszeitung für eine gewaltfreie, herrschaftslose Gesellschaft, Frühjahr 2020, Auflage: 15.000. Verlag Graswurzelrevolution e.V. Heidelberg. V.i.S.d.P.: Monika Kupczyk, c/o Redaktion Graswurzelrevolution: Breul 43, D-48143 Münster, Tel. 0251/48290-57, Fax: -32, redaktion@graswurzel.net

Der Syndikalistische Frauenbund: Aktive Arbeiterinnen in der Weimarer Republik

Mitglieder einer anarchosyndikalistischen Gewerkschaft gründen eine Frauengruppe: 2017 in der FAU (Freie Arbeiter*innen-Union) die fem*fau (Feminismus-AG der FAU) – aber auch schon fast 100 Jahre früher passierte dies in der Vorläuferorganisation FAUD (Freie Arbeiter-Union Deutschlands). Diese Gruppe trug allerdings nicht das Wort „Feminismus“ im Namen, da dies zu Beginn des 20. Jahrhunderts nur mit der bürgerlichen Frauenbewegung und dem Kampf für das Frauenwahlrecht konnotiert war – also nichts, wofür Anarchosyndikalistinnen kämpften. Sie nannten ihre Organisation stattdessen „Syndikalistischer Frauenbund“ (SFB).(1)

Unter den Gründerinnen des SFB waren Aimée Köster (geb. 1869, Todesdatum unbekannt) in Dresden sowie Milly Witkop-Rocker (1877–1955) und Hertha Barwich (Lebensdaten unbekannt) in Berlin. Der dritte regionale Schwerpunkt des SFB war das Rhein-Ruhr-Gebiet, wo Franziska Krischer (Lebensdaten unbekannt) und Traudchen Caspers (Lebensdaten unbekannt) aktiv waren.(2) Aimée Köster gab bereits seit 1919 eine sozialistische Frauenzeitschrift heraus: „Die Schaffende Frau“. (3) Milly Witkop-Rocker und Hertha Barwich waren an der Gründung der FAUD beteiligt, ebenso wie an derjenigen der Berliner Ortsgruppen des SFB, und Franziska Krischer kämpfte im FAUD-Organ „Der Syndikalist“ gegen sexistische Vorwürfe von Genossen, die die Auflösung des SFB forderten.(4)

In Milly Witkop-Rockers Schrift „Was will der Syndikalistische Frauenbund?“ und der Satzung des SFB Groß-Berlin werden als Ziele der Organisation genannt: „Überwindung der kapitalistischen Staats- und Wirtschaftsordnung“ und die Abschaffung von Militarismus und Krieg, also Ziele, die die Frauengruppe mit der FAUD teilte. Darüber hinaus forderte der SFB „(n)icht Frauenrechte (...), sondern Menschenrechte“.(5) Die Gruppe wollte sowohl Frauen für den Anarchosyndikalismus gewinnen als auch dafür sorgen, dass deren Interessen in der FAUD vertreten wurden.

Hausfrauen, Dienstbotinnen und andere im Haushalt Beschäftigte konnten sich an ihrem isolierten Arbeitsplatz weder gewerkschaftlich vernetzen noch politisch austauschen, aber auch kein Selbstbewusstsein als AkteurInnen entwickeln. Dies wollte der SFB als deren erste Interessenvertretung ändern, stand aber auch bereits organisierten Arbeiterinnen offen.

Mit der Methode der direkten Aktion wurde unmittelbar gegen Missstände gekämpft, durch Veranstaltungen zur Geburtenkontrolle mit Vorstellung empfängnisverhütender Mittel, Demonstrationen, Gegenseitige Hilfe im Alltag und gemeinsamer Bildung.(6)

Vera Bianchi

Historikerin; schreibt ihre Doktorarbeit über den Syndikalistischen Frauenbund und die Mujeres Libres (Freie Frauen); bianchi@arcor.de



Milly Witkop

Foto: Wikimedia commons

Zum Weiterlesen:

- (1) Mehr zum SFB: Christine Weghoff: Die Frauenpolitik der Freien Arbeiter-Union Deutschlands 1921-1932, unveröff. Magisterarbeit, Göttingen 1984; Cornelia Regin: Hausfrau und Revolution. Die Frauenpolitik der Anarchosyndikalisten in der Weimarer Republik. IWK 3/89, S. 379–397, www.anarchismus.at unter Anarchafeminismus; Miltiadis Oulios: Die anarchistische Frauenbewegung in Deutschland vor 1933, unveröff. Magisterarbeit, Universität Köln 1999, www.fau-duesseldorf.org unter Downloads.
- (2) Zum SFB im Rhein-Ruhr-Gebiet siehe: Ulrich Klan/ Dieter Nelles: „Es lebt noch eine Flamme“. Rheinische Anarchosyndikalisten/-innen in der Weimarer Republik und im Faschismus. Grafenau 1990, S. 289-316.

- (3) Mehr zur Zeitschrift „Die Schaffende Frau“ siehe: Sabine Hoffmann: Mutterschaftskonzepte in der Zeitung „Die Schaffende Frau“ von 1919 bis 1925, unveröff. Bachelorarbeit, Technische Universität Dresden 2014.
- (4) Franziska Krischer: Sind syndikalistische Frauenbünde notwendig? In: Der Syndikalist, 6. Jg., 1924, H.37.
- (5) Milly Witkop-Rocker: Was will der Syndikalistische Frauenbund? Berlin 1922, in: Milly Witkop u.a.: Der Syndikalistische Frauenbund. Hg.: Siegbert Wolf, Münster 2007, S. 52-70, hier S. 52, 61.
- (6) Mehr zu den Aktionsformen des SFB: Vera Bianchi: Der Syndikalistische Frauenbund zu Beginn der Weimarer Republik. In: Ariadne. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte. Heft 73/74, Kassel 2018, S. 72-79.

Ohne Feminismus keine Gewerkschaft

Frauen und Menschen, die sich nicht in die binäre Geschlechterhierarchie einordnen lassen, werden durch das Patriarchat im Zusammenspiel mit Kapitalismus unterdrückt und abgewertet. Dadurch haben sie noch schlechtere Arbeitsbedingungen als Cis-Männer. Auch innerhalb der Arbeiter_innenklasse besteht eine geschlechterbasierte Hierarchie. Aber wo Unterdrückung ist, ist auch Widerstand – schon immer haben sich Frauen und nicht-binäre Menschen organisiert und für bessere Arbeits- und Lebensbedingungen gekämpft.

Bereits in der Freien Arbeiter-Union Deutschlands (FAUD), der größten anarchosyndikalistischen Gewerkschaft, die Anfang der 1920er bis zu 150.000 Mitglieder zählte, organisierten sich erwerbstätige Frauen aus verschiedenen Branchen. Der Syndikalistische Frauenbund der FAUD richtete sich auch an Hausfrauen, die für ihre Rechte in der unbezahlten Arbeit in Familie und Haushalt kämpften.

Die Freie Arbeiter_innen-Union (FAU), gegründet 1977, versteht sich als Nachfolgerin der FAUD. Anfang der 2000er fragte die FAU-Arbeitsgruppe „FAU sucht Frau“, warum es so wenige Frauen in der anarchosyndikalistischen Bewegung und in der FAU gibt. Sie stellten fest, dass eine anarchosyndikalistische Gewerkschaft, die sich ernst nimmt, sich mit dem Ineinandergreifen von Klasse, Geschlecht und ethnischer Zuschreibung auseinandersetzen muss. Sie muss patriarchale und rassistische Strukturen intern abbauen und geschlechtsspezifische und rassistische Arbeitsteilung zum Thema machen.

Nach einigen Jahren flaute „FAU sucht Frau“ ab, aber knapp 20 Jahre später gründete sich ein neuer bundesweiter feministischer Arbeitskreis in der FAU, die fem*fau. Die FAU ist in den letzten Jahren

gewachsen, aber das ungleiche Geschlechterverhältnis der Mitgliederbasis bleibt Tatsache.

Die fem*fau ist ein Raum für Wissens- und Erfahrungsaustausch der feministischen AGs der lokalen FAU-Syndikate, wie auch für lokal vereinzelte Frauen und nicht-binäre Mitglieder. Der spezialisierte Arbeitskreis bietet eine erträglichere und effizientere Arbeitsumgebung als ein Raum mit überwiegend Cis-Männern, für die alltäglicher Sexismus und Feminismus leider oft noch Fremdwörter sind.

Um heute in feminisierten Branchen organisieren zu können, müssen wir uns über die für „Frauenbranchen“ typischen prekären Arbeitsverhältnisse und Diskriminierungen weiterbilden. Die Chef_innen-Etage nutzt alle zur Verfügung stehenden

Herrschaftsmittel, um die Arbeiter_innen auszu-beuten – so auch Sexismus gegen Frauen, trans und nicht-binäre Arbeiter_innen und Rassismus gegen migrantische und nichtweiße Arbeiter_innen. Um sich dagegen zu wehren, braucht eine Gewerkschaft entsprechende feministische und antirassistische Werkzeuge.

Die fem*fau organisiert sich nicht geschlechterseparatistisch, aber als Gewerkschaftsstruktur konsequent separatistisch von Chef_innen. Auch wenn weibliche Vorgesetzte ebenso durch Sexismus benachteiligt werden, kann deine Chefin nie deine Verbündete sein. Denn sie vertritt in einem Konflikt im Betrieb grundsätzlich entgegengesetzte Interessen. Organisiert euch in Basisgewerkschaften!

fem*fau

Kontakt: femfau-kontakt@fau.org
www.fau.org

Alle gleich – oder nicht oder doch?

Ob Politgruppe, Soliprojekt oder selbstverwalteter Betrieb: Wo „wir“ das Sagen haben, da sind alle gleich. Da gibt es keine Hierarchien, Macht sowieso nicht, und das Patriarchat bleibt draußen. Aber leider, leider gibt es keinen Automatismus, der garantiert, dass dieses ganz Andere, das Morgen im Heute, sich von selbst einstellt, wenn es keine Funktionär*innen, Leiter*innen oder Chef*innen gibt.

Menschen sind verschieden – ein Glück auch, wer wollte ständig in den Spiegel schauen müssen. Aber diese Verschiedenheit bringt auch unterschiedliche Befähigungen mit sich, im kollektiven Miteinander die eigenen Interessen einzubringen. Es ist ja keineswegs so, dass alle immer das Gleiche wollen. Da kommen unterschiedliche Erfahrungen und weltanschauliche Überzeugungen zusammen, nicht selten auch das Bedürfnis nach Gemeinschaft, oder auch Kalkül, oder eine Mischung aus all dem, vielleicht um Erkenntnisse für die eigene akademische Laufbahn zu sammeln oder für einen Job oder Auftrag, aus Lust am Reisen oder aus dem Wunsch, auch mal in der Öffentlichkeit zu stehen.

Darüber spricht mensch nicht?

Um die eigenen Motive offen zu legen, ist es zunächst erforderlich, sie selbst überhaupt zu erkennen, und dann auch das Vertrauen zu haben, sie in der Gruppe sagen zu können. Dieses Vertrauen kann sich entwickeln, aber nicht eingefordert werden. Und so handelt auch in kollektiven Zusammenhängen zunächst jede*r für sich selbst, manche schneller oder lauter als andere, mit mehr oder weniger Ausdrucksfähigkeit und Überzeugungskraft ausgestattet. So stellen sich gerade in nicht-hierarchischen, oft recht unstrukturierten Gruppen schnell informelle Machtstrukturen entlang gesellschaftlich üblicher Dominanzen her.

Diese Dominanzen machen sich nicht nur an sozialer Herkunft, Bildung oder finanzieller Absicherung fest, sondern oft auch an Geschlecht, geografischer Herkunft oder körperlicher Leistungsfähigkeit. Intersektionale Verschränkungen solcher eher objektiven Privilegierungen bzw. Diskriminierungen mischen sich mit subjektiven Faktoren wie Durchsetzungsfähigkeit oder – auf keinen Fall zu vernachlässigen – persönlicher Nähe und Beliebtheit in der Gruppe.

Auch die Unterschiede zwischen Gründer*innen und neu Hinzugekommenen gleichen sich im Zeitverlauf nicht automatisch aus. Und wer macht, hat oft die Macht, während, wer vorsichtiger und fragender unterwegs ist, mitunter auf der Strecke bleibt.

In nahezu jeder Gruppe gibt es (eher wenige) Macher*innen und (eher viele) Mitmacher*innen. Das ist so lange kein Problem, wie sich alle entsprechend ihren Bedürfnissen und Fähigkeiten einbringen können. Viele Gruppen gäbe es nicht, wenn nicht Einzelne vorgegangen wären und einfach losgelegt hätten. Oft geht jedoch die Schere zwischen Macher*innen und Mitmacher*innen immer weiter auf, wenn dem nicht entgegengewirkt wird. Kommen dann noch (mitunter nur vermeintliche) Sachzwänge und Zeitdruck hinzu, kann auf beiden Seiten Unzufriedenheit entstehen. Die einen fühlen sich überfordert und halten den anderen ihre Passivität vor, während die anderen sich abgehängt fühlen und sich grollend zurückziehen.

Geschützte Räume

Unzufriedenheiten mit dem Miteinander anzusprechen erfordert Mut, je mehr, desto stärker

der Anspruch ausgeprägt ist, dass alle gleich sein sollen. Leicht schleicht sich der Glaube „wir wollen keine Hierarchien, darum gibt es sie bei uns nicht“ ein, und der kann sich anfühlen wie ein Verbot, anders Empfundenes überhaupt zu äußern. Stattdessen wäre ein feministischer Ansatz von Selbstorganisation, nicht nur dem WAS – den gemeinsamen Zielen und Aktivitäten – Raum zu geben, sondern auch dem WIE des Miteinanders. Zum Äußern von Unbehagen könnte beizeiten freundlich eingeladen werden – beispielsweise in regelmäßigen Befindlichkeitsrunden. Manchmal ist schon mit dem Aussprechen der Druck raus, manchmal sind Verabredungen zur Abhilfe nötig. In jedem Fall geht anschließend die Zusammenarbeit leichter von der Hand, wenn sich alle voll darauf konzentrieren können, ohne ständig etwas runterschlucken zu müssen.

Selbstorganisierte Gruppen können sich geschützte Räume schaffen, in denen sie gemeinsam Sorge tragen für das Miteinander und für jede*n Einzelne*n darin. Dort kann zumindest im Kleinen die Ahnung von einer Gesellschaft entstehen, in der Verschiedenheiten solidarisch lebbar sind.

Elisabeth Voß

Fortsetzung von Seite 1

Gemeinsam stärker organisieren in der ambulanten Pflege

Organizing von unten

Hier könnten die Ansätze des Organizing der amerikanischen Gewerkschafterin Jane Mc Alevey eine Methode sein, um die Probleme am Arbeitsplatz zu bekämpfen. Ihre Methode zielt auf den Aufbau einer Gegenmacht in den Betrieben, die die Arbeiter*innen und ihre Möglichkeiten der Selbstorganisation von unten in den Mittelpunkt stellt. Die aktuelle Situation lässt die systematische Unterwanderung von Mindeststandards, wie die Bezahlung von Überstunden, die Zuschläge für Nacht-, Sonn- und Feiertagsarbeit oder Ansprüche wie angemessene Ausgleichsgewährungen als Utopien erscheinen. Die Pfleger*innen, die um diese Arbeitsstandards kämpfen müssten, sind ausgelaugt, kaputt und müde. Sie müssten sich in die Lage versetzen, die Ausbeutung zu stoppen, denn ohne Menschen, die in der Branche arbeiten, kann Pflege eben auch nicht gewährleistet werden. Nur gemeinsam kann die Belegschaft so viel Macht aufbauen, dass es für die Chefs schwer wird, sich dagegen noch zu wehren. Und das muss das vorderste Ziel sein – 100% Machtaufbau!

Die Situation war nie so günstig wie jetzt. Verstärkt wird sich organisiert und zunehmend über die Erfolge der Angestellten in Krankenhäusern berichtet. Dort wehrt sich das Pflegepersonal bereits z.B. mit der Methode des Bettenstreiks, bei welcher einfach keine Patient*innen mehr aufgenommen werden,

wenn der Personalschlüssel überschritten wird. Der Organisationsgrad in der ambulanten Pflege ist jedoch bis heute laut ver.di mit ca. 10 Prozent sehr gering. Und das obwohl auch dort die Arbeitsbedingungen katastrophal sind. Ein gezieltes Organizing in den Betrieben soll also von unten, durch die Betroffenen selbst, geschehen, um einerseits die Branche noch zu retten und um andererseits so den Patient*innen eine menschenwürdige Pflege zu sichern.

Bedingungen nicht mehr akzeptieren

Wir dürfen die Bedingungen nicht mehr akzeptieren. Die Freie Arbeiter*innen Union (FAU) in Halle konnte jüngst einen Erfolg in der Pflegebranche erreichen. Es ging um nicht gezahlte Nachtschichtzuschläge sowie ausstehende Urlaubsentgelte für Mini- und Midijobber*innen. Als die Betroffenen die Forderungen aufstellten und nach ausbleibender Reaktion öffentlichkeitswirksame Aktionen begannen, drohte die Pflegefirma ihnen mit einer Einstweiligen Verfügung, um sie zum Schweigen zu bringen. Dieser Versuch der Einschüchterung scheiterte aber vor Gericht. Auch die Weigerung zu zahlen, half am Ende nicht, denn die Pflegefirma wurde gerichtlich dazu verurteilt. Der Zusammenschluss der Arbeiter*innen erwies sich als ein enormes Potential der Veränderung und half auch gegen die Einschüchterungsversuche. Zusammen sind die Arbeiter*innen stark!



Diese Erfahrung zu machen, war für die Arbeiter*innen ein sehr bedeutendes Moment. Und es zeigt, dass es sich lohnt, gemeinsam zu kämpfen. Fangen wir also an und schließen wir uns zusammen. Denn nur so können wir unsere Arbeits- und Lebensbedingungen verbessern.

Jay Parker

www.halle.fau.org

Motiv vom Flyer zum Catwalk der Prekarisierung der FAU Halle am 8. März 2020, 15 Uhr am hr.fleischer - Kiosk am Reileck, Halle

Gestaltung: AG Feministisch Organisieren der FAU Halle

Fortsetzung von Seite 1

Warum feministisch streiten?

Formen der feministischen Kollektivierung suchen

Diese Formen von Gewalt gegen Frauen kennzeichnen das Geschlechterverhältnis im globalen kapitalistischen Patriarchat. Sie betreffen alle Menschen, die als Frauen vergesellschaftet werden, aber auch Homo-, Bi-, Trans- und Intersexuelle sowie Männer, die als unmännlich gelten. Die argentinisch-brasilianische Feministin Rita Segato, auf die sich die Gruppe *Las Tesis* bezieht, spricht von der Herrschaft des weißen Mannes, dem alle anderen sich angleichen müssen, wenn sie nicht mehr das bloße Objekt seiner Ausbeutung sein wollen. In ähnlicher Form wird diese Analyse von vielen westlichen Feministinnen geteilt. Segato betont besonders das verheerende Erbe des Kolonialismus, das die jetzige frauenfeindliche Diskriminierung in Lateinamerika hervorgebracht habe. Sie plädiert nicht dafür, zu einem vorkolonialen Zustand zurückzufinden, sondern im Hier und Jetzt Formen der feministischen Kollektivierung zu suchen, die der Gewalt des rassistischen und sexistischen Staates sowie der Ehemänner und Väter entgegenzutreten könnte.

Gemeinsamkeiten und Unterschiede diskutieren

Segatos Fokus ist ein guter Punkt, nicht nur über die globale Frauenunterdrückung nachzudenken, sondern auch darüber, worin sich die Situation der Chileninnen von der in Deutschland unterscheidet. Neben der Kolonialgeschichte könnte das eine offener machistische Gesellschaft sein, in der sich patriarchale Unterdrückung unverhüllt zeigt – während sich hierzulande hartnäckig die Illusion der längst erreichten Gleichberechtigung hält. Damit wird zusammenhängen, dass der feministische Protest in Chile, auch aufgrund der Erfahrungen mit der Pinochet-Diktatur, eine stärker generationenübergreifende Tradition hat und von den Kämpfen indigener Frauen beeinflusst ist.

Feministisch streiten bedeutet, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der gesellschaftlichen Situation von Frauen herauszufinden – auch in der Schnittmenge zu Queers und rassistisch Verfolgten. Darüber können wir eine gemeinsame theoretische Basis erarbeiten, von der aus eine taugliche feministische Praxis diskutiert werden kann. Ein Teil davon ist die kritische Aneignung von Aktionsformen, die andere Feministinnen auf die Beine gestellt haben.

Die Gruppe *Las Tesis* wünscht sich, dass ihre Performance übersetzt und mit Forderungen gefüllt wird, die den jeweiligen Akteurinnen vor Ort sinnvoll erscheinen. Zu einer solchen Auseinandersetzung gehört vielleicht auch die Frage: Inwieweit ist es bloße Symbolpolitik, die Performance auf einem deutschen Marktplatz aufzuführen – ein gefälliges Spektakel, das unsere eine kaum etwas kostet? Gibt es möglicherweise geeignetere Formen, die feministischen Proteste in Chile zu unterstützen?

Streitpunkte der feministischen Theoriebildung

Feministisch streiten bedeutet, die eigene Position zu schärfen und klar zu vertreten, im Vertrauen auf ein gemeinsames Nachdenken, das verschiedene Perspektiven miteinander verbindet: über feministische Theoriebildung. Dass mitunter eigene Schlüsse durch die Erfahrungen anderer Feministinnen in Frage gestellt werden, mag zu Aggressionen und Verletzungen führen. Statt hier in undiskutierbaren identitätspolitischen Setzungen zu verharren, gilt es zu fragen, wie solche Kränkungen mit dem gesellschaftlichen Frausein zusammenhängen, und nach Wegen zu suchen, dennoch miteinander politisch zu arbeiten. Es gilt, innerfeministische Differenzen nicht glattzubügeln oder vor der Komplexität der Verhältnisse zu kapitulieren, sondern einander im produktiven feministischen Streit ernst zu nehmen – im Interesse einer möglichst umfassenden und welthaltigen Kritik des kapitalistischen Patriarchats.

Die Stärke und Überzeugungskraft der feministischen Bewegung hängen entscheidend von unserer Fähigkeit ab, miteinander zu streiten. Ich denke, alle Feministinnen teilen das Ziel, uns vom patriarchalen und kapitalistischen Geschlechterverhältnis zu befreien. Wie genau diese Befreiung aber aussehen soll, wie sie erreicht werden kann, welche Formen des Protests und welche theoretischen Annahmen sich als zielführend erweisen: All das sind offene Streitpunkte, die sich nicht automatisch aus einem gemeinsamen Wollen klären. Rita Segato schreibt: „Die Unvorhersehbarkeit der Geschichte ist die einzige geltende Utopie der Gegenwart.“

Koschka Linkerhand

ist Redaktionsmitglied der *outside the box. Zeitschrift für feministische Gesellschaftskritik*, Autorin des Romans *Die Irrfahrten der Anne Bonnie* und Herausgeberin des Sammelbands *Feministisch streiten*.

Am 17. März 2020 ist Equal Pay Day. Worum geht's?

Der Equal Pay Day weist symbolisch auf die Entgeltungleichheit zwischen Frauen* und Männern* hin. An diesem Stichtag ist der Teil des Jahres vergangen, welcher der prozentualen Lohnlücke zwischen den Geschlechtern entspricht. Am 17. März 2020 liegen 21 % des Jahres hinter uns, was den aktuellen Zahlen für Deutschland entspricht. Die gängige Erklärung lautet: Wenn alle den gleichen Bruttostundenlohn erhalten, haben Frauen* vom 01.01. bis zu diesem Tag umsonst gearbeitet, während Männer* schon ab dem 01.01. bezahlt werden.

Wenn ich an dieser Stelle Sternchen benutze, muss ich einräumen, dass das – zumindest in deutschsprachigen Quellen – noch eher selten getan wird. In der englischsprachigen Literatur fällt es leichter, Quellen zu finden, die darauf eingehen, wie sich die Entgeltungleichheit bei nichtbinären Menschen manifestiert. Entsprechend kann ich, bezogen auf Deutschland und die EU, vorerst leider nur mit vorwiegend binär zu interpretierenden Zahlen aufwarten.

Die 21 %, von denen beim Equal Pay Day die Rede ist, sind die *unbereinigte* Lohnlücke, die sich ergibt, wenn man die durchschnittlichen Bruttostundenlöhne von Männern* und Frauen* miteinander vergleicht. Die Daten stammen aus der Verdienststrukturerhebung des statistischen Bundesamtes, fortgeschrieben mit den Ergebnissen der Vierteljährlichen Verdiensterhebung. Seit 2006 liegt diesem Verfahren eine EU-weit einheitliche Methodik zugrunde.

Die *unbereinigte* Lohnlücke lag 2017 in der EU bei durchschnittlich 16 %. Dabei gingen die Zahlen von 25,6 % (Estland) bis 3,5 % (Rumänien).

Kritiker*innen sagen, dass bei der *unbereinigten* Lohnlücke nicht wirklich vergleichbare Werte miteinander verglichen werden, da hier Menschen aus unterschiedlichen Branchen, mit unterschiedlicher Ausbildung und Berufserfahrung, Teil- und Vollzeitbeschäftigte usw. miteinander in einen Topf geworfen und nur entlang der Variable Geschlecht verglichen werden.

Demgegenüber ist die *bereinigte* Lohnlücke, bei der derartige Faktoren mit einbezogen werden,

erheblich kleiner. Es kommt nun wiederum auf die Methodik an, zu welchem Ergebnis man hierbei kommt. Dem statistischen Bundesamt zufolge sind rund drei Viertel des Verdienstunterschiedes strukturbedingt, und es gibt demnach den *bereinigten* Gender Pay Gap für das Jahr 2014 mit 6 % an.

Legt man eine andere Methodik zugrunde, d.h. bezieht man noch mehr Erklärungsfaktoren mit ein, kann man auch auf eine kleinere *bereinigte* Lohnlücke kommen, bis hin zu den berühmten 2 % des „Instituts der deutschen Wirtschaft“ in Köln von 2013.

Allerdings sagen diese Zahlen allein nichts darüber aus, ob Diskriminierung im Spiel ist bzw. was eine wirklich gerechte Entlohnung wäre. So heißt es denn auch in einer Publikation der Hans-Böckler-Stiftung: „Vom Gender Pay Gap lässt sich nicht direkt auf das Ausmaß der Entgeltdiskriminierung schließen. Doch führt es in die Irre, wenn mittels statistischer Erklärungen die Entgeltlücke ‚kleingerechnet‘ wird. Denn der Unterschied beim Stundenlohn existiert real. Der erklärte Anteil des Pay Gap ist keineswegs frei von Diskriminierungen, wie umgekehrt die *bereinigte* Lohnlücke nicht mit Entgeltdiskriminierung gleichzusetzen ist.“

Entsprechend ist mit diesen 21 % noch nicht „alles gesagt“, sondern der Tag ist ein Aufhänger für gesellschaftlich wichtige Diskussionen – über die Gründe der Entgeltungleichheit, über Maßnahmen, die zu Veränderungen führen können, über unsere eigene Einstellung (etwa zum Wert der Arbeit) und auch über das, was bislang vielleicht nicht mitdiskutiert wurde, aber einbezogen werden sollte (beispielsweise die Auswirkungen auf nichtbinäre Menschen auch in Deutschland / der EU). Es schließt auch nicht aus, allgemein über Geld und Gerechtigkeit zu reden – was wer bekommt und bekommen sollte, einschließlich der Diskussion um staatliche Sozialleistungen und Modelle wie das bedingungslose Grundeinkommen.

P&C@2020KA

Aus Platzgründen haben wir auf Fußnoten verzichtet. Die Autorin ist auf Nachfrage gern bereit, die Quellen der aufgeführten Schätzungen und Zahlen zu nennen.

Manifeste, Fanzines, Platten Revolution Grrrl Style gestern und heute

„WEIL wir mädchen uns nach platten, büchern und fanzines sehnen, die UNS ansprechen, in denen WIR uns mit eingeschlossen und verstanden fühlen“

– dieser Satz bringt die Sehnsüchte der Frauen in der Punk- und Hardcorezene in den USA Anfang der 1990er auf den Punkt. Auf der Bühne kommen Frauen selten vor. In Fanzines schwärmen Typen über Typen und deren Gitarrenriffs, Demotapes und Labels. Auf Shows werden die Ladies eher als Deko-Element verstanden. Der Wunsch nach „platten, büchern und fanzines, die UNS ansprechen“ wird immer drängender, immer lauter und wird schließlich an den Anfang des legendären Riot-Grrrl-Manifestes gesetzt, das die inzwischen zur Riot-Grrrl-Ikone gewordene Kathleen Hanna 1991 erstmals im Bikini-Kill-Fanzine veröffentlicht. Das Manifest wird zum programmatischen Urtext einer ganzen Bewegung, die heute als ein wichtiger Ausgangspunkt der sogenannten Dritten Welle der Frauenbewegung gilt.

Die Riot Grrrl-Bewegung

Im Manifest listet Kathleen Hanna 18 Gründe für die Notwendigkeit einer neuen Frauenbewegung auf. Es geht um eine von Sexismus geprägte

te Gesellschaft und um eine sexistische Subkultur, es geht ums Musik machen, um *do it yourself* und um Solidarität statt Konkurrenz unter Frauen: „WEIL es für uns mädchen einfacher werden soll, unsere arbeiten zu hören/sehen, damit wir unsere strategien teilen und uns gegenseitig kritisieren/applaudieren können.“ Die feministischen Themen der Mütter aus der Zweiten Welle werden mit dem sub- und popkulturellen Interesse der Töchter kombiniert. Sie erfahren eine Aktualisierung und eine Reformulierung in der Subkultur, der Riot Grrrl-Bewegung eben. Angeregt von den Aktivitäten um die Art-Schools in der Stadt Olympia im Staat Washington herum breitet sich die Bewegung aus. Junge Frauen richten Mailing- und Telefonlisten ein und gründen örtliche Gruppen, in denen sie sich regelmäßig austauschen. Sie gründen Bands, veranstalten Konzerte und Konferenzen, sie schreiben Fanzines – also selbstgestaltete und -kopierte Magazine – und rufen eigene Labels ins Leben, auf denen sie die Kassetten und Schallplatten ihrer eigenen Bands veröffentlichen. Die heißen etwa Babes in Toyland, Emily's Sassy Lime oder Bikini Kill und spielen Punk und Hardcore, Indierock oder Singer-Songwriter-Sounds – es ist weniger ein musikalisches Genre als ein Mindset, eine Denkweise, was alle zusammenhält. Riot Grrrl-Gruppen touren in ihren Vans selbstorganisiert durch die USA und tragen die Ideen weiter und weiter.

Die eigene Stimme selbstbestimmt hörbar machen

Die Bewegung entwickelt eine Wucht, die ihre Protagonistinnen so wohl nicht antizipieren konnten. Riot Grrrl wird nicht nur auf Kellerkonzerten und in Plattenläden ein Thema, sondern auch auf den Titelseiten der großen amerikanischen Tageszeitungen. Die Berichterstattung findet nicht auf Augenhöhe statt. Aus den radikalen Frauen werden in *USA Today* und Co. bloß nervige Biester. Die Bewegung verweigert sich der Sensationslust der Medien fortan konsequenterweise komplett und konzentriert sich wieder darauf, die eigene Stimme selbstbestimmt hörbar zu machen: „WEIL wir die produktionsmittel übernehmen müssen, um unsere eigenen Bedeutungen zu kreieren“, so steht es ja schon im Manifest.

Das tut den Zielen der Bewegung gut. Riot Grrrl hat nachhaltig Schlagkraft! Aus Fanzines werden etablierte Magazine (*Bitch* und *Bust* etwa, Vorbilder für das deutschsprachige *Missy Magazine*), aus frühen und späteren Szene-Protagonist*innen werden weit über die Grenzen der Szene hinaus hörbare Aktivist*innen, wie eben Kathleen Hanna oder auch Beth Ditto. Und obwohl Riot Grrrl inzwischen allerorten archiviert und historisiert wird, ist Riot Grrrl quicklebendig. Künstler*innen wie die Choreographin Olivia Hyunsin Kim oder die Musikerin



Kathleen Hannah, Bikini Kill, Sylvester Park, Olympia, 1991
Foto: Jonathan Haynes - CC BY-SA 2.0

Igen-Nur schreiben die Geschichte aktiv weiter. Die Agenda von 1991 gilt auch 2020 noch: „WEIL ich absolut 100%ig davon überzeugt bin, dass mädchen eine revolutionäre kraft haben, die die welt wirklich verändern kann und wird.“

Anna Seidel

Anarchismus und reproduktive Selbstbestimmung

Neue Menschen können nur zur Welt kommen, wenn andere Menschen schwanger werden und gebären – das ist eine biologische Tatsache. Ebenfalls eine biologische Tatsache ist, dass nur etwa die Hälfte aller Menschen schwanger werden kann und die andere Hälfte nicht. Diese reproduktive Differenz erfordert politische Aushandlungen: In welchem Verhältnis steht die individuelle Entscheidung einer Person, schwanger zu werden (oder nicht), zu den Interessen der Allgemeinheit? Welche Pflichten und Rechte haben Schwangere oder potenziell Schwangere? Sind sie zum Beispiel verpflichtet, die Schwangerschaft zu Ende zu führen, obwohl dies ein körperlich belastender und möglicherweise sogar gefährlicher Vorgang ist? Haben sie einen Anspruch auf Entschädigung für die damit verbundenen Einschränkungen, Mühen und Risiken?

All das sind politische Fragen, das heißt, ihre Antwort ergibt sich nicht zwangsläufig aus der „Natur der Sache“, wie in patriarchalen Kulturen gerne behauptet wird. Dort war und ist das Verhältnis zwischen Menschen, die schwanger werden können, und jenen, die es nicht können, als Herrschaftsverhältnis bestimmt: Schon seit Aristoteles wird der schwangere Körper als rein passive Umgebung für den Embryo betrachtet, als Gefäß und Nährboden, in dem SEIN Same, SEIN Kind heranwächst. Menschen mit Uterus wurden als „Frauen“ definiert und dann anderen Regeln und Beschränkungen unterworfen als die „Männer“, die ja in vielen Spra-

chen auch einfach „Menschen“ genannt werden, „hommes“.

Die Rechte des „Mannes“ über die „Frau“ werden in der Regel von Staat und Gesetz geschützt und garantiert. Wenn also der Anarchismus eine herrschaftskritische Gesellschaftstheorie sein will, müsste die Herrschaft über Menschen, die schwanger werden können, einen zentralen Punkt bilden. Leider ist das nicht so. Von einigen, freilich wichtigen Ausnahmen wie Emma Goldman abgesehen, haben sich anarchistische Theoretiker entweder mit dem Thema kaum beschäftigt oder sogar – wie etwa Proudhon – die Unterwerfung von Menschen, die schwanger werden können, ausdrücklich propagiert.

Wie könnte heute eine anarchistische Position zur reproduktiven Differenz aussehen?

Einige Punkte sind dabei inzwischen unumstritten: Anarchist*innen lehnen in der Regel traditionelle patriarchale Eheformen ab, sind gegen Abtreibungsverbote und für egalitäre Elternschaft. Das ist aber nicht genug. Was fehlt, das ist ein klares Bekenntnis dazu, dass auch Menschen, die schwanger werden können oder es gegebenenfalls sind, das unveräußerliche Recht auf körperliche Selbstbestimmung haben.

Das Thema hat eine hohe Relevanz für viele aktuelle Fragestellungen, und es wäre eine gute Gelegenheit, die anarchistische Idee der Herrschaftslosigkeit auf tagesaktuelle Fragestellungen anzuwenden. Zum Beispiel was das Recht betrifft, Sex zu haben, wie und wann und mit wem man möchte, ohne dadurch in Zwangsverhältnisse zu geraten. Diese Feststellung ist keineswegs so banal, wie sie klingt. Ja, heute gibt es in Deutschland offiziell keine Zwangsheirat mehr. Aber es gibt sehr wohl einen fatalen Trend zur Wiedereinführung von „Väterrechten“. Nur dass die sich heute nicht mehr auf die Ehe stützen, sondern auf die Genetik.

So werden Menschen, die Kinder gebären möchten, seit 2013 quasi automatisch mit der Person „zwangsverheiratet“, mit deren Sperma die Schwangerschaft entstanden ist. Denn seither gilt das automatische Sorgerecht für unverheiratete Väter auch gegen den Willen der Mutter. Zwei Erwachsene können aber nicht gemeinsam Eltern eines Kindes sein, ohne auch untereinander in einer Beziehung zu stehen. Das heißt: Eine Frau, die durch Sex mit einem Mann schwanger wird, ist, wenn sie Mutter sein will, faktisch gezwungen, diesen Mann die nächsten Jahrzehnte als Co-Elternteil in ihrem Leben zu akzeptieren – oder sie muss abtreiben.

Zur reproduktiven Selbstbestimmung gehört das Recht, Co-Elternschaft nur auf freiwilliger Basis zu initiieren – das wäre eine anarchistische Forde-

rung, mit der man heute viele grundsätzliche Debatten über Freiheit und was sie bedeutet, anstoßen könnte. Ein anderes relevantes Politikfeld in dem Zusammenhang sind die rasant sich entwickelnden Reproduktionstechnologien. Die In-Vitro-Fertilisation hat es möglich gemacht, Embryonen ohne heterosexuellen Geschlechtsverkehr zu zeugen. Das eröffnet einerseits viele Möglichkeiten für neue, queere Familienformen. Andererseits hat es auch ein riesiges kommerzielles Ausbeutungspotenzial geschaffen, wenn etwa arme Frauen den Lebensunterhalt für sich und ihre Familien durch Eizellenverkauf oder Leihmutterchaft sichern.

Eine anarchistische, herrschaftskritische Position könnte hier differenzierter argumentieren als mit einem schlichten „Pro“ und „Contra“. Wenn Herrschaftsfreiheit auch für Schwangere der zentrale Faktor ist, ist das Kriterium zur Beurteilung solcher Entwicklungen klar: Sie sind nur akzeptabel, wenn schwangere und potenziell schwangere Menschen dabei nicht Gefahr laufen, zum Objekt der Wünsche anderer zu werden. Wenn diese Bedingungen aber garantiert werden – dann sind Reproduktionstechnologien eben auch akzeptabel und könnten dabei helfen, freiere und vielfältigere Familienformen zu etablieren.

Antje Schrupp

Ihr neues Buch *Schwangerwerdenkönnen. Essay über Körper, Geschlecht und Politik* im Ulrike Helmer Verlag.

Ich unterstütze die Graswurzelrevolution für mehr Sichtbarkeit feministischer Positionen!

Monika Kupczyk, Soziologin



Steuerlich abzugsfähige Spenden bitte an:
Förderverein für Freiheit und Gewaltlosigkeit e.V.,
Postbank Karlsruhe
IBAN: DE66 6601 0075 0031 7617 59
BIC: PBNKDEFFXXX.

Spenden auf das Konto des Vereins für Freiheit und Gewaltlosigkeit e.V. sind steuerlich absetzbar. Bitte schreibt auf den Überweisungsträger deutlich Eure Anschrift, da Spenden über 200 Euro extra von und für das Finanzamt bescheinigt werden müssen. Bei Spenden unter 200 Euro reicht die Buchungsbestätigung des Kreditinstitutes, wenn unter Verwendungszweck „Spende StNr 2.2 VerzNr. 615 FA HD“ angegeben wurde. Ihr könnt uns für die Spendenbescheinigung aber auch Eure Adresse mitteilen (Höhe und Datum der Zahlung bitte nicht vergessen). Zuwendungsbescheinigungen werden automatisch zu Anfang des Jahres verschickt.

graswurzel.net